

DUNKLER SCHATTEN WATERBERG

AFRIKANISCHE NACHTGESPRÄCHE



JÜRGEN LESKIEN

Impressum

Jürgen Leskien

Dunkler Schatten Waterberg

Afrikanische Nachtgespräche

ISBN 978-3-95655-037-9 (E-Book)

Die Druckausgabe erschien erstmals 2004 Schwartzkopf
Buchwerke, Hamburg Berlin

Gestaltung des Titelbildes: Johannes Leskien

© 2014 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.edition-digital.com>

Leb in der Gegenwart, sagst du;

Leb ganz in der Gegenwart!

Aber ich will nicht die Gegenwart, ich will Wirklichkeit;

Ich will die Dinge und nicht die Zeit, die sie misst.

Fernando Pessoa

Spuren im offenen Terrain

Sie stellen zunächst fest, dass sie es nicht schätzen, wenn über sie gesprochen wird. Fast immer sagen sie das. Zu oft sind wir verraten worden, behauptet Arthur, der Lüderitzer Diamantfischer deutscher Zunge.

Wir stehen auf dem Vorschiff seines blutroten Zehn-Meter-Kutters. Arthur hat vor der Küste vier *Claims* gepachtet, deren Grund er mit dem Plastikrohr vom Bug des Schiffes aus bestreicht. Ein kräftiger Staubsauger, der Kies und Diamanten schlürft. Sehr viel Kies, sehr wenig Diamanten. Nach der Rückkehr lauert an der Pier die Diamantenpolizei, übernimmt die verplombten Säcke mit dem Diamanten gespickten Kies. Und nach zwei Wochen fließt die Kohle. Das ist mein Leben, verstehst du. Mehr gibt es nicht zu sagen. Keine Zeit für tiefsinnige Betrachtungen über Tage und Nächte im Flaschenhals Lüderitz. Warum wer hier bleibt und warum andere bei Nacht verschwinden. Schwarze, Weiße, Bunte. Schluss und weg. Obwohl hier alles begonnen hat. Und die alten Verträge rechtens sind, was ihr Deutschländer natürlich bestreitet. Oder?! Alles klar? Zum Wohl!

Ausgesprochen selbstbewusst, die deutschsprachigen Weißen in Lüderitz. Wenn man auf ihren Planken steht, sich zum Sundowner auf ihrer Terrasse lümmelt.

Sich der Seelenlage Deutscher in Namibia anzunehmen, den Frauen und Männern unvoreingenommener, geduldiger Zuhörer zu sein, ihnen aufmerksam in die Augen zu schauen war lange noch für mich mit dem Ruch des Ungehörigen

behaftet.

Sind sie nicht die Nachkommen der Schutztruppler, jener Schlapphutsoldaten des deutschen Kaisers, die am Waterberg mit dem Maxim unter den Hereros wüteten und die Namas - sie nannten sie in deutsch-nationaler Einfalt die Stotterer, die Hottentotten - bis aufs Letzte bekämpften? Nicht selten zählen sie zu den Abkömmlingen deutscher Missionare. Erwiesen sich jene Männer in Schwarz nicht als Vortrupp betrügerischer Händler und Landräuber? An Plätzen mit gutem Wasser sesshaft geworden, verkündeten sie die Botschaft Gottes, taufte Schwarze im Dutzend, steckten Hereroweiber, damit sie ihre Blöße bedecken mögen, in weit ausladende, viktorianische Kleider, hämmerten Kindern das Alphabet ein. Und ließen Schnapshändler, Mädchenschänder, Viehdiebe ziehen. Dieses im Kopf, springen dem eiligen Gast Zeichen rückwärts gewandter Gesinnung heutiger Südwester sogleich ins Auge. Das über der Stadt thronende Denkmal des deutschen Reiters in Windhoek, die Brötchen aus der Dampfbäckerei Maier *Omaruru*, mit Schmucknarben verziert - Hakenkreuze auf der Morgenschrippe zu Hitlers Geburtstag -, das Antiquariat, das schon immer Hans Grimm führte, und den Raubdruck »Mein Kampf«.

Und es schien, als wären sie stolz, die Deutschen zwischen Wüste und Meer, auf diese Reliquien, wie anderen Orts Bürger auf Eifelturm, Freiheitsstatue, Brandenburger Tor. Mit einem an Verbitterung grenzenden Ernst bodenständig, eingegraben bis zur Hüfte in diesen fließenden, wehenden Sand, den sie »Deutsche Erde« nannten oder »Tirol«. Solitäre mit sonnengegerbten Gesichtern, Greifwerkzeug ähnlichen, welken Händen. Die vierte Generation schon hier geboren mit

ängstlich wachgehaltenem Rest von Illusionen. Den Blick voraus - bis zum Horizont. Und der Horizont verschmolz über die Jahre mit den Schwebehölzern des letzten Kampzaunes der eigenen Scholle. Deutsch-Land, karges Mutterland.

Dann das Jahr 1989. Kaum merklich sickerten Namenlose der *Squattercamps* - Kinder, Frauen und Männer aus dem Township Katutura - ein in die weiße Stadt, kamen die einstigen Underdogs legal und selbstbewusst über die Grenze nach Hause, platzierten sich an Verhandlungstischen. Und hissten im Jahr darauf ihre Fahne. Die Republik Namibia war geboren, zur Überraschung der Südwester, der meisten jedenfalls.

Irgendwann blieben die Hakenkreuzbrötchen aus, war das letzte Exemplar des Raubdrucks verkauft. Auch deutsche Zungen schmeckten den neuen Worten nach. National reconciliation, nationale Aussöhnung, war das von den Siegern tatsächlich ernst gemeint? Affirmative action, werden nur noch Schwarze und Coloureds studieren dürfen?

In dieser Zeit kam ich nach Windhoek. Ich stand da, verstört, mit meiner eigenen, in Frage gestellten Identität. Mein Land war in den Westen gegangen. Der kalte Wind der veränderten Realität traf mich unerwartet heftig. Schuppen lösten sich aus dem Panzer. Ein Nerv lag plötzlich frei. Im Chaos des Umbruchs entdeckte ich sie plötzlich neu, die einstigen Südwester. Leicht verletzbar und auf eine besondere Art empfindsam geworden, schärfte sich mein Blick für jene gleicher Sprache und Haut, die sich unter der Last der Geschichte schon ein halbes Leben lang fragten: wer bin ich. Ich hasste diese Beunruhigung, dieses aufkommende Gefühl

der Annäherung, rührte es doch an meine längst verinnerlichten, weil nicht selten bestätigten Vorurteile vom Menschen weißer Haut inmitten der African community der schwarzen Freunde.

Es waren die Monate, in denen meine Landsleute Bücher in Braunkohlenrestlöcher verkippten, Bilder von Wohnzimmerwänden nahmen. Plötzlich schätzten sie auch ihrer eigenen Hände Arbeit nicht mehr. Fuhren von nun ab Yamaha statt MZ Zschopau, griffen sich Thomy-Senf, übersahen den eben noch begehrten aus Bautzen, schmähten Spreewälder Gurken und verfütterten Finkenheerder Konfitüre an Schweine, die sie eigentlich auch gleich abschaffen wollten.

Diese so plötzlich und so würdelos einsetzende Demut vor den neuen Herren widerte mich an. Ich suchte nach einer Nische, über der ein Stück Himmel rein war. Und fand mich wieder, immer noch gläubig, im frei gewählten Parlament.

In jenen Wochen wurde ein Deutscher aus Swakopmund, Südwesafrika, so stand auf dem amtlichen Umschlag der Treuhand, nach Zittau gerufen. Er möge sich das Rückübertragene anschauen. Jörg Henrichsen, Bürgermeister in Swakopmund und Geschäftsführer des Supermarktes Woermann & Brock im gleichen Orte, reiste und überschrieb die verrußte Schlosserei den dort im tiefen Osten lebenden Angestellten der Firma. Dem neugierigen Kaufmann entgingen die im Abseits stehenden Gurken aus dem Spreewald nicht, nicht die vorzügliche Konfitüre aus Finkenheerd, nicht die auf Wacholder geräucherte Salami aus Eberswalde. Die Nachlassverwalter waren froh, die Lager räumen zu können.

Bayrisches musste her und Buntes aus Westfalen. Henrichsen schloss sich für eine lange Stunde im Hotelzimmer ein und orderte. Zwei Fünf-Fuß Container erreichten Wochen später über Hamburg Walfish Bay, die Filiale Woermann & Brock in Swakopmund. Spreewälder Gurken, Dauerwurst, Konfitüre. Für ein Handgeld. Am Deutschen Tag, dem großen Sonderverkauf von Spezereien aus dem unbekanntem Teil Deutschlands im Supermarkt, standen wir uns gegenüber. Verkosten von Spreewälder Meerrettich.

Wir schrieben dieses merkwürdige Datum im April. Im Morgengrauen war Henrichsen, von einem atemlosen Polizeiposten alarmiert, in den Woermannurm gestiegen, hatte die Hakenkreuzfahne heruntergerissen, die irgendwann zwischen Mitternacht und drei Uhr morgens dort gehisst worden war. Auf einem öffentlichen Gebäude, zu des Führers Geburtstag. In jedem Jahr das gleiche Ritual. Ein Irgendjemand hisst, vernagelt die Turmluke, keiner will das Hämmern gehört haben. Die Polizei alarmiert, mit zeitlichem Abstand. Henrichsen steigt in den Turm. Am Tag danach grinsende, weiße Gesichter.

Wir verabredeten uns für den kommenden Abend. Aufführung des Städtischen Amateurtheaters: »Der zerbrochene Krug« in der Regie von Jörg Henrichsen.

GESTRAUCHELT BIN ICH HIER; DENN JEDER TRÄGT / DEN LEID'GEN STEIN ZUM ANSTOSS IN SICH SELBST.
Henrichsen gab auch gleich noch den Dorfrichter Adam. - Wir werden uns über die Jahre immer wieder begegnen, ausführlich Möglichkeiten erörtern, die Störtebeker-Aufführung

von Ralswiek am Strand von Swakop als Volksfest aufleben zu lassen. Vielleicht 2002, sechshundert Jahre nach der Hinrichtung des vitalen Bruders aus dem Norden.

Die Henrichsens waren seit 1897 im Lande. Kaufleute von Anfang an, stets mit Sinn für ungewöhnliche Lösungen. So hatte Emil Henrichsen in Argentinien preiswertes Futtergetreide bestellt. Auf unsicherer Route Südamerika - Swakopmund. Ein kühner, belächelter Entschluss. Die Zweifler rieben sich ungläubig die Augen, als das Schiff dann doch vor der Stadt lag. Hoch und stolz ragten die Aufbauten gegen den Abendhimmel. Mit der Ladung aus Buenos Aires aber gingen auch Tausende Ratten in Swakopmund von Bord. Häme und Entsetzen waren nicht zu überhören; in Swakop gab es keine Katzen. Henrichsen senior schickte Depesche um Depesche nach Südafrika, nach Angola.

Acht Tage später wurden sie behutsam an Land gehievt, einhundert Hauskatzen aus Kapstadt. Der Urgroßvater gehörte zu den Gründern der ersten deutschen Schule in der Hafenstadt. Auch war er ein Freund des kühlen, selbstgebrauten Bieres.

In den Wintermonaten, wenn der Nebel weit in die Wüste vordrang, erreichten sanfte Wellen von Melancholie auch den ersten Bürger der Stadt. Er schaute dann versonnen von seinem Büro auf die Scharen von alten Männern aus Europa. Säbelbeinig, in frisch gebügelten Khakishorts, wieselten sie durch die Stadt, krochen in jeden Winkel, ließen sich unter Straßenschildern fotografieren, auf denen Bismarck oder Leutwein zu lesen war. Ihm schien, als seien mit jedem Tag

neue Expeditionen unterwegs, um ihr Leben im Leben der Deutschen in Namibia zu erkunden.

Ihr gebt vor, euch für unser Schicksal zu interessieren, aber vielleicht sucht ihr euch nur selbst, sinnierte er. In der Stille, die schmerzt, sucht ihr euch, in der Weite flirrender Hitze, wogender Grasflächen, in der man sich plötzlich wieder als Einzelner entdeckt. Oder sucht ihr ein Deutschland, das es nicht mehr gibt, nun, in der zweiten Hälfte des Lebens, in der es so schwer wird, das Neue, das Andere zu verstehen, mit ihm zu leben? Ihr urteilt messerscharf - der da, der ist ja ein Buschnazi! Eine Vermutung, die euch fröhlich stimmt, kann man nun sagen, seht doch, seht, die sind ja noch viel schlimmer als die Burschen, die bei uns daheim wieder die Köpfe heben.

Vielleicht ist es eine Mischung aus allem.

Damals, als es hier mit uns Deutschen begann, fuhr man nach Studium der Lüderitzer Diamanten- und Kupferwerte auf einem der Woermannsdampfer über den Äquator, rüstete sich in Lüderitzbucht mit Sandsieb, Schaufel und Diamantlupe aus und erkundete den abgesteckten *Claim*. Der lag bei Kolmannskuppe oder im Bismarckfeld. Den Blick fest auf den Boden, auf der Suche nach Diamanten. Nun sind die deutschsprachigen Weißen selbst Gegenstand der Erkundung geworden. Gleich Fischen im Aquarium sind wir für manchen der Deutschländer nur in der Kolonialsuppe schwimmend vorstellbar, mokierte der Bürgermeister. Angelockt vom Versprechen, hier einen afrikanischen Traum in deutsch zu finden, kommt ihr, euren Meridian nicht verlassend, versichert,

mit der Apotheke im Gepäck, von weit her. Und reist bald wieder ab. Geschäfte daheim. Business.

Der Fremde aus Hamburg, Berlin, Hannover erzählt von der Ladung Katzen aus Kapstadt, vom Dampfross Martin Luther, zeigt die immer wiederkehrenden Fotos von Löwen, Oryx, Elefanten. Fragt er sich, ein wenig irritiert, in stiller Stunde, mein Gott, wie sind sie denn nun wirklich, die Germanen zwischen Wüste und Meer?

Selbstverständlich hat er sie gesehen, ihre noch sichtbaren Spuren. Jugendstilhäuser in Lüderitzbucht, das Schloss Duwisib, die Christuskirche in Windhoek, die Feste Namutoni in der Etosha. Selbstredend Woermannurm und Amtsgericht bei uns, in Swakop. Ja und die Eisenbahn natürlich, den Leuchtturm, die berühmte Dampfbäckerei, das Elektrizitätswerk. Er hörte seine Muttersprache in klarer Diktion und Grammatik, aber auch sächsisch eingefärbt, mit dem Slang der Anhaltiner. Merkwürdig. Faszinierend. Und er ahnte die unsichtbaren Spuren, fand scheinbar lose Fäden des Geflechts, das in jeden Winkel des Landes reicht. Sah das Land durchwoben von deutschen Lebenslinien, die jene der Damara, der Ovambo, der Herero, der Nama und der anderen berührten und noch berühren, sich verschlungen mit ihnen durch die Jahre ziehen. Qualvoll manchmal. Aber auch in Lust und stiller Heiterkeit. Weiße Afrikaner deutscher Zunge.

Ob du verstehst, was ich meine? Im Guten wie im Bösen? Warum willst du uns herausheben aus all den anderen Völkerschaften am Kunene, am Swakop, am Oranje, fragte er mich. Sind wir wichtig für dich? Warum? Suchst auch du eine

neue Heimat? - Wir Deutschen hier, wir mit unserem schwierigen Humor, mit unserer nur noch rudimentären Fähigkeit zur Selbstkritik, wir werden dich beschimpfen. Falsch zitiert. Missverständlich wiedergegeben das Gespräch. Sätze aus ihrem Zusammenhang gerissen. Das willst du dir aufladen?

Im ruhigen Gespräch zu zweit schätzte der Bürgermeister das direkte Wort, scheute Schnörkel und Pirouetten. Auf Barschemeln hockend, in Kückis Pub, lehrte er mich das Austernschlürfen. Wir stellten fest, unter dem gleichen Stern geboren zu sein, die Jahre unserer Geburt lagen nur wenig auseinander. Und die Kormorane beobachteten wir lange und mit Whisky im Bauch an der alten Brücke am Fluss.

Bis über der Wüste der Morgen aufstieg. Ich versäumte es ihm zu erklären: Ich möchte herausfinden, nun endlich nach all den Jahren, warum sie vor euch geflohen sind. Zu Tausenden, die Schwarzen. Wer seid ihr, was habt ihr angestellt, dass sie alles stehen und liegen ließen und sich in den Norden durchschlugen, die Grenze nach Angola suchten. Vinzenz, seine Familie, die anderen, zu Tausenden. Vorbei an den Sperrern der Südafrikanischen Wehrmacht. Den Heimatschutz der Farmer umgehend, die Städte und ausgebauten Straßen meidend. Flüchtlinge im eigenen Land.

Als ich soweit war, mit ihm auch darüber zu reden, ihm von Vinzenz zu erzählen, vom Camp in Kwanza Sul, fand ich seinen Platz im Büro von einem anderen Manne besetzt. Im Kaokoveld sei es passiert, mit dem Landrover. Eine Haarnadelkurve auf der gravel road, der Schotterstraße. Die

Schlucht maß mehr als hundert Meter Tiefe. Henrichsen war tot. Ich tapperte in der Stadt herum, umstrich unsere gemeinsamen Orte, fuhr gegen jede Vernunft noch am Nachmittag in den Norden.

Die Wüstenpad bis Uis Myn passierte ich noch vor der Dämmerung. Hinter Fransfontein wechselte ich, nun schon im Licht der Handlampe, den rechten hinteren Reifen. Eine Bauklammer im Geröll der *Pad*. Der erste Schakal dieser Nacht schleifte ein Perlhuhn über die Piste und verschwand unter den Mopanebüschen. Schattengleich, für einen Augenblick nur, durchschnitt ein Kudubulle das Scheinwerferlicht, ich sah sein Auge blitzen, schreckte zusammen. Ungleichmäßig fassten die Bremsen, der Wagen schleuderte über Schotter und Kies. Der Kudu hatte längst den zweiten, dritten Kampzzaun übersprungen. In der Dunkelheit haben Deutschländer auf der *Pad* nichts mehr zu suchen, Henrichsens Worte!

Ich zog den Wagen in einen Seitenweg, hängte das Tor der Farmumzäunung aus und beendete in sicherer Entfernung von der gravel road meinen Tag. Kudu und Perlhuhn begleiteten meine unruhigen Träume. Ich werde von Kudus gerammt, Perlhühner picken mir die Augen aus, dann wieder liege ich gefesselt unter einer dicken Matte, ringe nach Luft. Im ersten Licht des Tages schäle ich mich aus dem Schlafsack. Das Schild am Kampzzaun nennt den Namen der Farm: PADERBORN.

PADERBORN nun auch am Rande des Damaralands. Ich widerstehe der ersten Regung, kehrt zu machen, der Fahrspur zum Farmhaus zu folgen, mich einladen zu lassen zu Spiegelei,

Kaffee und selbstgemachter Feigenkonfitüre. Warum eigentlich? Warum will ich sie heute nicht kennen lernen, die von PADERBORN?

In den ersten Jahren, zu Zeiten des Emil Henrichsen, war die deutsche Gemeinde noch überschaubar. Jeder wusste von jedem. Ja, der siedelt in Bethanien, angekommen mit der »Tabora«, und der, der ist samt Familie in den Norden, wahrscheinlich. Gelandet sind sie mit der »Hellos«, über Port Nolloth kommend. Stürmische Überfahrt, waren halb tot. So wird es geheißen haben. 1891 sollen es dreihundertzehn gewesen sein. Am ersten Januar 1903 zählten die Behörden 2.998 Deutsche unter den 4.640 im Lande Lebenden weißer Haut. Mit dem Ausgang des Ersten Weltkrieges waren es 14.229. Die Südafrikaner, die Sieger, die *Jaapies*, die Schlappohren, wie sie von den Deutschen verächtlich genannt wurden, richteten sich ein und schickten ehemalige Schutztruppler, Beamte und auch andere unliebsame Personen deutscher Zunge nach Deutschland zurück. Deportation. 1921 werden noch 7.855 Deutsche im Mandatsgebiet, so der neue Name von Deutsch Südwest, gezählt. Fünfzig Jahre später spricht die Statistik von dreißigtausend Deutschen im Land zwischen Oranje und Kunene. Im Jahr 2003 sollen es so um die fünfundzwanzigtausend sein, von denen, so halblaut kommentiert, vierzehntausend neben dem namibischen auch noch den deutschen Pass in der Tasche tragen.

Sie sind aus ganz unterschiedlichen Gründen in dieses wüste Land gekommen, die Deutschen. Und aus verschiedenen

Gegenden. Viele aus dem armen Norddeutschland. Auch aus Ostpreußen, damals. Welcher Landstrich, welche Gegend über die Jahre am meisten vertreten war, ist heute schwer zu sagen. Wer sollte sie auch gefragt haben, die Ankömmlinge?

Hilde Kaske, Plätterin, kam aus Berlin, zum Beispiel. Oder der Schäfereigehilfe Emil Winter, der aus Neustrelitz. Oder August Stauch, Eisenbahner, dem allgemein nachgesagt wird, er habe in Südwest die Diamanten gefunden, der kam aus einem Nest nahe Eisenach. Bleiben wir bei Hilde Kaske. Hilde Kaske aus der Simon-Dach-Straße in Berlin-Friedrichshain. Das ist in der Nähe des Bahnhofs Warschauer Straße. Vom Bahnhof über die Brücke und dann rechts in die Revaler, vorbei an der Libauer, dann nach links. Hilde war Arthur und Gertrude Kaskes Tochter. Sie war die einzige. Hildes Mutter litt an einer unbekanntem Krankheit. Trudchen, so nannten sie Nachbarn und Freunde, lebte hinter zugezogenen Vorhängen, schlief am Tage, las nachts verkeilt in dicke Sofakissen ziegelschwere Romane und schwor auf die heilende Wirkung des Magermilchquarks, selbstgemacht im Leinenbeutel, aus Milch der Friedrichshainer Kühe. Jeden zweiten Dienstag kurz vor drei am Nachmittag kam Elfriede Persicke von der Libauer Straße herüber, Trudchens Freundin aus der Realschulzeit. Sie brachte manchmal ein zerlesenes Heft der »Gartenlaube« mit oder Wurstbrühe vom Schlächter aus der Revaler Straße; hantierte, Verse von Wilhelm Busch in freier Rede deklamierend, am Lager der Freundin mit Brennschere und Kamm. Beieinander zu sein, darum ging es den beiden wohl vor allem, und es ging auch um Trudchens Stolz: das war ihr Haar.

Trudchens Haar, in der Farbe mehr löwengelb als blond, war voll und fest und kaum zu bändigen. Es hieß, Arthur träumte selbst auf dem Kutschbock von der erregenden Fülle, nicht nur des Haupthaars seiner Frau. Und möglicherweise hing sein Tod, wie auch die Flucht der Tochter nach Südwest, mit den gewaltigen Mähnen der beiden Frauen dieser Familie zusammen. War das Haar frisch gelockt und unter einem ausladenden Turban sicher, wechselten Gertrud und Elfriede in die Küche. Dort, hinter verschlossener Tür, nahmen die Frauen in der Zinkwanne ein gemeinsames Bad. Einander Brust und Rücken, Schenkel und Achsel waschend, gossen sie immer wieder warmes, auf der Gasflamme erhitztes Wasser nach und noch nackt, mit hochgestecktem Haar, beschnitt Elfriede ihrer Freundin die Fußnägel.

Eingewachsene Fußnägel waren eine Erbkrankheit der Familie, die schon dem Großvater die Teilnahme am deutsch-französischen Krieg verdorben hatte. Als es losging, brach er nach dem zweiten Tagesmarsch Richtung Paris zusammen. Der Leutnant überstellte ihn in das nächste Lazarett, er kam nach Pasewalk. Blut im Stiefel in Folge eingewachsener Fußnägel: Unguis incarnatu - an den großen Zehen beider Füße. Für einen Soldaten des Kaisers eine Schande! Hilde indes erfreute sich einer rundum wohlgeratenen Gestalt, das Haupthaar und jenes in verborgenen Winkeln des Körpers eingeschlossen. Sie erfreute sich auch wohlgeratener Zehen. Der zweite der Zehen war sogar etwas länger als der große, was Mutter Gertrud in besonderen Stunden die Bemerkung entschlüpfen ließ, Hildchens Füße hätten antikes Format. Antikes Format - eine Ablagerung nächtlicher Romanlektüre, in der »Gartenlaube« kam solches nicht vor.

Hildes Vater war ein hochgewachsener, breiter Kerl, der von den Spielen der zärtlichen Freundinnen nichts wusste, denn auch Hilde schwieg. Sie wurde mit einer Mark pro Woche für Eis und heiße Schokolade und Besuche im Panoptikum für ihr Schweigen belohnt. Geld, das der Rollkutscher mühsam und unter Gefahren, wie Hilde gesehen hatte, verdiente. Arthur war stolz auf seinen dunklen, buschigen Schnauzbar und auf seine Kraft, die er jedem, der es wollte, vorführte. Nägel verbiegen, Hufeisen strecken, am steifen Arm drei Mann, das war das Repertoire. Und im Zirkus, hinter dem Steuerhaus an der Landsberger Allee, rang er mittwochs und freitags für Geld mit dem Bären Jonathan. Mit Gebrüll und ausladenden Gesten fiel er über das am Maul gefesselte Tier her. Die Frauen schlugen sich auf die Schenkel und kreischten vor Vergnügen. »Sie werden nass, die Weiber, wenn ich Jonathan aufs Kreuz lege«, soll seine stehende Rede gewesen sein. Hilde riss beim Angriff des Vaters auf den Bären die Hände vors Gesicht. Einmal nur war sie im Zirkus gewesen, weil der Vater sie immer wieder eingeladen hatte. Sonst war er Kutscher in der Schultheiss-Brauerei Schönhauser Allee. Die Frauen blieben stehen, wenn er, die Lederschürze geschickt lüftend, sich auf den Kutschbock schwang, elegant die Zügel freigab.

An einem dritten September dann war alles vorbei. Flach fiel das milde Licht in die Schlucht der Grünbergerstraße, tat der Brust gut und den geprellten Knien. Arthur hatte den Mützenschirm weit heruntergezogen. »Die Stumpfe Ecke« war noch mit fünf Fass zu bedienen, weiter zur »Bierschwemme«, hier nur drei Fass, und dann zurück in den Hof, er war im

ersten Licht des Morgens aufgebrochen. Ein langer Tag mit vier Mal zwanzig Fass Pils. Nun müde, träumte er sich in die Arme seines ausgeruhten, mütterlichen Trudchens mit der Löwenmähne, spürte schon ihre Hand im Hosenbund, an den geschundenen Lenden zwischen den Beinen. In der warmen Welle, die ihn durchfloss, übersah er die Kraftdroschke, die in schneller Fahrt von der Warschauer her kam. Die Pferde gingen durch. Die Deichsel brach und auch die vordere Achse. Begraben unter den Bierfässern der letzten Fuhre war sein Leben plötzlich zu Ende.

Hilde musste in eine feste Anstellung. Vorbei die stundenweise Aushilfe in der Schneiderei gleich nebenan. Sie war nun der Ernährer der kleinen Familie. Miete, Gas Groschen, Milch und Käse und Brot. Mindestens das. Elfriede Persicke wusste Rat. Sollte dieser Kerl aus der Wäscherei sich ruhig erkenntlich zeigen. Achtzehn Jahre alt und proper gebaut, bemerkte der Prokurist Alois Schimmelpfennig von der Dampf- und Weißwäscherei Schulze, als er Hilde in das Belegschaftsbuch eintrug:

»Na dann wollen wir 'mal, junge Frau.« Der Prokurist ließ sie nach einer Woche schon ans Bügelbrett in die Weißwäscherei holen. Er schnurrte und war voller Bewunderung für ihr flachsblondes Haar. Hilde hatte nie Flachs gesehen, aber sie genoss die Schmeichelei des jungen Herrn - ihr erstes Kind blieb sechs Monate vor der Geburt auf dem Küchentisch der verschwiegenen Elfriede Persicke.

Das Wachsen des zweiten in ihr sah man Hilde nicht an. Man trug die Röcke weit ausgestellt und sie hatte, von Gott

gegeben, schon immer ein wunderbar breites Becken. Für die Geburt zog sie sich eine Stunde vom Bügeltisch weg in das Dämmerlicht der Großen Wäschekammer zurück: Moritz kam an einem Sonnabend im September kurz nach zehn Uhr zur Welt. Alois Schimmelpfennig brachte ihn zu einer Amme nach Jüterbog. »Es ist mein Sohn«, schrie er, »und du halt's Maul!« Hilde brüllte und schlug um sich. Zu Haus.

In der Dampfwäscherei musste sie lachen und schweigen. Das flachsblonde Haar verlor seinen Glanz. Und im dunklen Zimmer wartete die Mutter auf den Tod. Vier Wochen, sechs Wochen. Acht Wochen. Auf dem Parochialfriedhof wollte Gertrude Kaske ihren endgültigen Platz. Unbedingt dort. Das sei die Tochter ihr schuldig. Das war viel verlangt von Hilde. In ihrem Zustand.

Ohne Kind, ohne Hoffnung, ohne Geld. Elfriede Persicke kannte den Herrn Gemeindepfarrer vom Friedhof, dort an der Boxhagener Straße. Gerade den kannte sie, welch ein Glück.

Es wurde eine schöne Beerdigung. Der Geiger vor dem Gebet am offenen Grab. Und beim Herablassen des Sarges ein Trompeter. Wieder war September, und wieder fiel das Licht so mild und im flachen Winkel zwischen den Häusern ein.

Hilde machte schon an der Friedhofspforte der kommende September Angst und auch der, der diesem folgen würde. Als die Haushälterin des Pfarrers, mehr beiläufig, von tapferen jungen Frauen sprach, die den vom deutschen Siedlungswillen beseelten Männern in Südwest zur Hand gehen sollten, zögerte sie nicht lange. Weg, nur weg von hier! Der aufmerksame Blick des Pfarrers bei der Rede seiner Hausfrau war ihr entgangen.

Schon am nächsten Tag lernte sie eine ältere Dame kennen. Mechthild Ziegler vom Kolonialverein. Ohne Aufhebens vermittelte Frau Ziegler eine medizinische Untersuchung und beschleunigte das Ausfertigen der Reisepapiere. Schimmelpfennig atmete auf, er kaufte das Schiffsbillet. Einzelkabine. Mittschiffs.

Dazu zweitausend Mark für den Anfang. Geschenkt, betonte der Prokurist. Wenn sie wegbleibt und alles unterlässt, um Moritz zu sehen. An Bord, mit Einzelkabine und halbem Schleier am zierlichen Hut, ging sie als Lady aus gutem Hause durch.

Nach zweiunddreißig Tagen Seereise Ankunft in Lüderitzbucht, Deutsch Südwestafrika. Dort traf sie auf die, die schon immer dort waren, die Schwarzen und die Gelben und auf jene, die vor ihr Deutschland oder gar England verlassen hatten, um im afrikanischen Sand das Glück zu suchen. Sie traf sie nacheinander. Herr Becker von der Schiffsagentur Lüderitzbucht kam mit einem Boot längsseits und begrüßte Hilde persönlich. Er sah nicht anders aus als die Männer in Berlin. Die vier Hafendarbeiter, die Hildes Gepäck wortlos im Boot verstauten und sie mit Becker und drei anderen Passagieren an Land ruderten, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, waren dunkel und von kräftiger Gestalt. Es waren die ersten Schwarzen, die sie in der neuen Heimat sah. Stumm und gleichmäßig zogen sie die Ruder durchs Wasser. Die Mützen hatten sie tief ins Gesicht gezogen.

»Keine Sorge«, raunte Herr Becker, und presste Hildes Hand.

Die Kru-Leute kennen die Tücken der Brandung, deshalb haben wir sie extra aus Nigeria hierher geholt. Hilde fühlte sich unbehaglich. Schwarze, unnahbare Gestalten. Sie hatten nichts von den freundlichen Mohren, die ihr aus dem Zirkus in der Landsberger Allee noch gut in Erinnerung waren. Und da war auch noch Beckers feuchte Hand.

Ein hochgewachsener, rotblonder Mann, in festem Ölzeug steckend, half ihr in der Brandung aus dem Boot, stellte sich mit Tom Smith, einst Kapstadt, heute Lüderitz, vor. Ein junger Engländer mit breiten, sanft zupackenden Händen.

Die Deutschen in Lüderitzbucht betrachteten sie als eine der ihren. Sie hatte die Kleidung gut gewählt und traf vom ersten Tag an den rechten Ton. Und das Schreiben der Mechthild Ziegler mit dem Preußenadler machte Eindruck. Die stellvertretende Vorsitzende des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft, Abteilung Lüderitzbucht, Klara Weinhold, führte sie am zweiten Tag nach der Ankunft durch die Bismarckstraße zur hölzernen Landungsbrücke hinunter, und von dort arbeiteten sie sich tapfer durch den Sand zu Hildes neuer Arbeitsstätte, der Apotheke. Die Sonne stand noch flach über dem Horizont, vom Meer her wehte ein gleichmäßiger Wind. Hilde genoss mit klopfendem Herzen die Blicke der Männer, deren angedeutete Verbeugungen.

In dieser Nacht lag Hilde lange wach. Warum hatte Klara Weinhold sich soviel Zeit genommen, war mit ihr den beschwerlichen Weg durch den Sand hinunter an den Strand gegangen. Es schien, als sei es ihr Herzensbedürfnis gewesen, Hilde vor Männerbekanntschaften zu warnen. Sie sprach auch von den Ovambos, die aus dem Norden

kommend auf den Diamantfeldern arbeiteten, hier ohne ihre Frauen lebten und jedem Rock mit Stielaugen nachsahen. In Windhoek, so Karla Weinhold im Ton der Erleichterung, hatten die deutschen Siedler schon vor vier Jahren klare Verhältnisse geschaffen. Sie waren sich darin einig geworden, Mischlinge und auch Weiße mit farbigen Ehepartnern aus der Schulgemeinde, ja aus allen Vereinen auszuschließen. An dieses Gespräch mit der Weinhold wurde Hilde erinnert, als sich ein Jahr später ihrem Arbeitsplatz gegenüber, an der Anschlagtafel des Kasinos, den Tag über immer wieder Leute versammelten, einen dort angebrachten Aushang fixierten und manchmal mit Gelächter, aber auch kopfschüttelnd auseinander gingen. Wohlan! Der Gouverneur hatte das längst fällige Machtwort gesprochen, hieß es dunkel in der Apotheke. Hilde konnte den Abend kaum erwarten, um endlich zu erfahren, was dort angeschlagen war. Der Kaiserliche Gouverneur hatte am 27. Juli 1911 bekannt gegeben:

WIE ICH HÖRE, IST ES VORGEKOMMEN, DASS DIE HIESIGEN PROSTITUIERTEN SICH SOGAR REHOBOTH-BASTARDS HINGEGEBEN HABEN. ICH ERSUCHE DAS HIESIGE BORDELL DARAUFGIN ZU KONTROLLIEREN UND DEN PROSTITUIERTEN ERÖFFNEN ZU LASSEN, DASS SIE SOFORT DES LANDES VERWIESEN WERDEN, WENN SIE SICH MIT EINGEBORENEN EINLASSEN.

Ihre Anstellung in der Reichs-Apotheke, Diazstraße, dem Kasino gegenüber, war von freundlichen Worten begleitet. Zu Hildes Überraschung hörte man ihr zu, suchte gar ihren Rat. Sie war ja eben von drüben gekommen, mit dem Neuesten der alten Heimat vertraut. Dabei hatte sie sich nie mit chirurgischen Gummiwaren, mit elastischen Binden,

Verbandswatte, mit Gall- oder Fleckseifen befasst. Es ging vor allem um preußische Ordnung, um Pünktlichkeit und Fleiß. Das verstand sie schon in den ersten Tagen. Ihr bisheriges Leben war durch Anweisungen gelenkt und geregelt worden. Nun konnte sie selbst in das Leben anderer eingreifen: Der Posten Verbandmüll in dieses Regal. Die Kiste Seife ins Woermann-Haus. Komme sofort zurück. Unmerklich nahm sie in der Hierarchie des Hauses ihren Platz ein, lernte jeden Tag mehr die schwarzen Gesichter zu unterscheiden. Versuchte nach und nach die Sprache der Namafrauen, die auch in der Apotheke Hottentottenweiber genannt wurden, zu verstehen. Und endlich war sie nicht mehr die vom Prokuristen begrabschte Plätterin im fensterlosen Raum der Dampf- und Weißwäscherei. Endlich.

Hildes Gepäck war schmal, als sie in den Süden reiste, in jeder Hinsicht. Gleich anderen Siedlern wusste sie wenig von dem, was sie wirklich erwartete. Es wird sich alles finden. Für uns Deutsche sowieso. So die freundliche Dame vom Kolonialverein. Unter der Schale eifriger Überlegenheit aber pochte die Angst vor dem Fremden. Beim Soldaten nicht anders als beim Händler, dem Farmer oder der Zugehfrau. Die Angst sich in diesem riesigen Land zu verlieren, die Angst vor den Menschen, die sich in Dunkelheit plötzlich aufzulösen schienen und deren Sprache man nicht verstand. In Furcht vor unaussprechlichen Krankheiten versagte sie sich das Natürlichste: Berührung Haut an Haut. Aber die Neugier nagte. Wie fasst sie sich an, die schwarze Haut? Ist sie kühl im Zorn, ist sie feucht vom Schweiß der Erregung? Selbstverständlich waren sie anders, die Schwarzen, aber eigentlich wollte man nicht wirklich wissen, worin das Anderssein bestand. Und dann

die Sorge vor den anderen Deutschen zu versagen, in der Gemeinschaft von Leuten, denen Pflichterfüllung alles war.

Bei einem unverfänglichen Plausch wurde Hilde Kaske nach Vater und Großvater gefragt, ja wo diese denn gedient hätten. Frontabschnitt, Regiment. Kaiserliche Flotte gar oder Artillerie? Das war den Männern wichtig.

Sie zögerte mit der Antwort, was als vornehme Art des Nachdenkens gedeutet wurde. Hilde erinnerte sich der süffisanten Rede, mit der man jüngst in der gleichen Runde über einen Südwester Artilleriehauptmann - in Abwesenheit, versteht sich - hergefallen war. Dieser Baron von Wolff hatte vor knapp fünf Jahren im Kampf mit einer Hottentottenabteilung den Kürzeren gezogen. Er löste sich vom Feinde, das heißt, er und seine Männer suchten das Weite und ließen ihre Kanone in Ermanglung von Zugpferden im Felde stehen. Von Wolff, der allein das Kommando hatte, musste vor das Kriegsgericht. Die Entschuldigung, die er dem Kriegsgerichtsrat vortrug, lautete: sein Vater, so keck der Baron, habe 1871, im deutsch französischen Kriege, gleich ihm, ein Geschütz zurückgelassen. Er, Hansheinrich von Wolff, sei erblich belastet, daher unschuldig.

Zähneknirschend hatte das Kriegsgericht die Sache begraben. Die Richter wussten von der Protektion des Hauptmanns daheim, zudem galt der Baron als recht unkonventioneller, häufig wirrer Kopf, manche schimpften ihn gar agent provocateur. Es war sein Vorschlag gewesen, die Ochsen der ländlichen Gespanne mit Namen ehemaliger Gouverneure oder Staatsbeamten zu belegen. Die Farmer könnten dann ihren

Unmut gegenüber Staatsdienern an den Ochsen auslassen, was das Klima untereinander verbessern und die Gerichte entlasten würde. Meinte der Baron.

Hilde war klar, dass sie unmöglich in dieser Runde von der Erbkrankheit, von Unguis incarnatu, die Großvater aus dem Krieg 1870/71 raushielt, sprechen konnte, da hätte sie gleich verloren. Und so erinnerte sie sich der Heldengeschichten, die sie in der Wäscherei von den Frauen gehört hatte, und ließ den Großvater bei der Rheinüberquerung ertrinken, verpasste dem Vater einen Lungenschuss linksseitig, knapp am Herzen vorbei. Die Männer hatten ihre Pflicht getan, so wie sie nun ihre Pflicht tun wird. Die Kaffeerrunde zeigte sich zufrieden.

Die großen Kaufmänner und Makler, die in Südwest von Bord der Schiffe gingen, hatten einen Plan, der nicht selten mit politischen Freunden ausbaldowert worden war. Ihre eigenen ehrgeizigen Ziele ließen sich im Windschatten der großen Politik aufs Angenehmeste verwirklichen. Sie empfanden sich als Pioniere, sahen sich im Einklang mit der Welt, in der sie lebten, in Einklang mit ihrem Staat, mit Deutschland. Pflichterfüllung war ihnen höchstes Gebot. Pflichterfüllung rechtfertigte alles. Wer seine Pflicht tat, sündigte nicht. Und die Pflicht gegenüber dem Staat kam zuerst. Mit dieser Haltung ließ sich akzeptabel leben, solange der Staat akzeptabel war. Die Grenzen dieser zur Religion erhobenen Pflichterfüllung wurden für manchen Deutschen in Südwest sichtbar, als ihre Interessen mit denen, die schon immer im Lande waren, kollidierten und man nicht mehr zur Feder, sondern zum Messer griff.

Die Mehrzahl der Siedler aber waren einfache Leute. Sie stiegen vom Schiff, geprägt durch lebenslanges Streben nach Tugenden, die man auch in Hildes Wäscherei die preußischen nannte. Hingabe an die Sache. Dienen als oberste Pflicht. Streben nach Leistung. Aufeinander verlassen können. Prompte Erfüllung der übernommenen Aufgabe. Mangel an Genauigkeit, an Pünktlichkeit wurde als Pflichtvergessenheit getadelt. Diese Wimpel voran, drang man ein in die fremde Kultur, drückte dem Land seinen Stempel auf. Ein solches, den eigenen Lebensplan prägendes, geistiges Gerüst rechtfertigte die Landnahme ebenso wie das Auspeitschen mit dem Schambock - im Interesse der Sache, Dienen als oberste Pflicht.

Der einstige Leutnant der Schutztruppe übernahm die Poststelle in Karibib, sein Korporal die winzige Schule in Mariental. Denen werden wir mal die Hammelbeine lang ziehen. Den deutschen Knaben und Mädchen. Und der vierte Sohn des schlesischen Kossäten sah einen Flecken Land am Omaruru als Chance.

Der Glaube an ein halbwegs gesichertes Leben in seiner schlesischen Heimat war ihm nach und nach abhanden gekommen. Das Übersiedeln nach Südwest war für ihn keine Flucht in den Reichtum. Er lief der Armut davon. Und so führte er mit zusammengebissenen Zähnen eine Farm im Wüstenland. FRIEDEBERG schrieb er mit ungelenker Schrift ans Tor, oder HOCHFELD. Nicht nur den Namen hatte er mitgebracht vom alten Zuhause. Sondern auch seine Erfahrungen. Gemacht als Knecht auf dem Gutshof, als Reiter unter der Wüstensonne, in den Niederungen militärischer Hierarchie sich mühsam behauptend. Er oder ich. Nun als

Siedler aber war er nicht mehr der Letzte. Denkbar, dass er sich im Nebel schwüler Träume des Gutsherren Recht der ersten Nacht bei den Mägden im Schlesischen erinnerte. Was konnte er wissen von denen, in deren Lebenskreis er, einem Unwetter gleich, so plötzlich eingedrungen war, was vom Charme mündlicher Erzählung, nach vier Jahren Holzpantingymnasium in der Volksschule eines schlesischen Gutsbezirkes?

Auch Hilde tröstete sich: WAS KANN DENN DIESER MOHR DAFÜR / DASS ER SO WEISS NICHT IST, WIE WIR.

Zwei Männer wird Hilde abweisen, den dritten heiraten. Die Ehe blieb kinderlos. Als nach dem Ersten Weltkrieg im Kriegsgefangenenlager Aus unter den Männern der ehemals Deutschen Schutztruppe die Grippe wütet, eilt sie den Sanitätern zur Hilfe. Ihr Angetrauter betrügt sie indes mit der Ersten Verkäuferin von Krabbenhöf & Lampe, was sie nie erfahren wird.

Als im November 1949 Sohn Moritz, inzwischen vierzigjährig, über Walvis Bay in Lüderitz eintrifft, um nach seiner Mutter zu suchen, ist sie längst schon nach Südafrika abgereist. Ziel unbekannt. Mit drei großen Koffern. Für immer. Gleichzeitig verschwand, wie der Polizeiposten Bethanien später feststellte, eine gewisse Elisabeth Negumbo aus dem Distrikt. Es hält sich das Gerücht, dass Hilde Sattler, geborene Kaske, in den Armen ihrer lesbischen Freundin Elisabeth 1973 verstarb. Eingeschlafen in großer Ruhe. Über sieben Jahre hatten die beiden Frauen die Zuneigung füreinander geheim halten können, hatten sich auf dem Friedhof in Aus getroffen,

im Haus eines erblindeten Walfischfängers am Stadtrand von Lüderitz und an anderen verborgenen Orten. Begegnet waren sie sich in aller Öffentlichkeit. Elisabeth sammelte für die Apotheke nahe Aus und Bethanien Teufelskralle, dazu kleinblättriges, nach Minze duftendes Kraut und brachte ab und zu in einer verzierten Kalebasse frischen Saft der seltenen Koichab Aloe mit in die Stadt. Hilde begutachtete die Lieferung und ließ das Geld dem internierten Farmer, in dessen Lohn Elisabeth stand, gutschreiben. Die Frau des Farmers durfte ihr *Plot* seit 1942 wegen fortgesetzter nationalsozialistischer Propaganda nicht verlassen. Dann kam der Farmer aus Südafrika zurück, 1947 war das. Er forderte alte Rechte gegenüber dem farbigen Hausmädchen Elisabeth ein. Als Hilde ihre Liebe in Lüderitz verstecken wollte, flog die Beziehung der Frauen auf. Auch Jahre danach mögen nur wenige darüber sprechen. Eine Weiße trieb es mit einer Schwarzen! In Kapstadt gab es einen sehr alten deutschen Arzt, der sich gut erinnerte. Aber kaum jemand in der Bucht kennt ihre Geschichte. Vom Wind mit dem Sand durch die Stadt getrieben und hinausgeweht. Es gäbe ein Doppelgrab aus weißem Marmor, das zwei Engel in verfänglicher Pose zeigt, wispert man, irgendwo auf einem einsamen Friedhof Südafrikas zwischen Paarl und Stellenbosch.

Der Erste Weltkrieg siecht für die Südwestler dahin. Eines Tages ist er ganz einfach vorbei. Nach der Kapitulation von Khorab, am Kilometer fünfhundert der Eisenbahn zwischen Otavi und Tsumeb, sieht sich die deutsche Gemeinschaft mehr und mehr bedrängt. Der Sieger hält Hof und wer nicht deportiert wird, möge nun doch applaudieren. Bar jeder

Illusion kehrten die Männer 1919 aus der Kriegsgefangenschaft und eine Generation später aus der Internierung zurück. Die Deutschen als Wiederholungstäter. Die sechsjährige Internierung nach Weltkrieg zwei unter südafrikanischer Flagge hatte tiefe Wunden gerissen. Bei den Männern, bei den Frauen, bei den Kindern.

Aber hatte der Südafrikaner Malan mit seiner Nationalen Partei sich letzten Endes nicht freundlich gezeigt gegenüber den Deutschen, gegenüber den Internierten? Waren sie und die Weißen in Südafrika, umzingelt von einer kommunistisch unterwanderten schwarzen Bevölkerung, nicht eigentlich Verbündete? Welchen Prinzipien sollten wir nun folgen, fragten sich die eben noch geächteten Deutschen, wem uns anschließen? Eine Erfahrung aber saß tief - Hände weg von der Politik. So sahen sie sich vor allem als deutsche Patrioten, ohne es laut zu benennen, denn die Weißen der südafrikanischen Administration verringerten merklich den Abstand zu ihnen, den emsigen, nun abgestraften Germans in Südwest. Der Kern der einstigen Ordnungsmacht, hatte er doch mit seiner Reservatspolitik auf begrüßenswerte Weise den Grund für eine nach Rassen getrennte Entwicklung gelegt.

Mangels einer politischen Idee machten die deutschen Südwestler das Nationale, wie sie es empfanden, an der Sprache, an äußeren Merkmalen fest. Pfl egten die alten Farben, sangen die alten Lieder. Nach außen hart, weich nach innen, trotzig summend ihre Hymne, das Südwestlied:

HART WIE KAMELDORNHOLZ IST UNSER LAND / UND
TROCKEN SIND SEINE *RIVIERE* / DIE KLIPPEN SIND VON
DER SONNE VERBRANNT / UND SCHEU SIND IM BUSCH

DIE TIERE ... DOCH UNS'RE LIEBE IST TEUER BEZAHLT, /
TROTZ ALLEM, WIR LASSEN DLCH NICHT / WEIL UNSERE
SORGE ÜBERSTRAHLT / DER SONNE HELL
LEUCHTENDES LICHT ... UND KOMMST DU SELBER IN
UNSER LAND / UND HAST SEINE WEITEN GESEHEN, / UND
HAT UNS'RE SONNE INS HERZ DIR GEBRANNT, / DANN
KANNST DU NICHT WIEDER GEHEN!

Das Lied entstand 1937. Sein Schöpfer Heinz Klein Werner,
deutscher Angestellter bei der Minengesellschaft in Tsumeb.
Der Mann traf mit seiner Naturromantik die deutschen
Patrioten von Südwest mitten ins Herz. Im Refrain setzt der
Dichter noch eins drauf:

UND SOLLTEST DU UNS FRAGEN / WAS HÄLT EUCH DENN
HIER FEST? / WIR KÖNNEN NUR SAGEN: / WIR LIEBEN
SÜDWEST.

Des Poeten Material, das ist unser Land, ist der Busch, das
sind die Tiere in gewaltiger Natur. Von den anderen im Lande,
von denen, deren Schicksal zu teilen die Deutschen oft auf
fatale Weise gezwungen worden waren, ist nicht die Rede.

Es schien, als plagten Rinderpest und Dürre, Krieg und
Entbehrung nur die Deutschen. Ja, als wäre es wirklich und
schon immer ihr Land. Heinrich Heines Wort scheint den Kern
zu treffen:

DER PATRIOTISMUS DER DEUTSCHEN BESTEHT DARIN,
DASS SEIN HERZ ENGER WIRD, DASS ES SICH
ZUSAMMENZIEHT WIE LEDER IN DER KÄLTE, DASS ER
DAS FREMDLÄNDISCHE HASST, DASS ER NICHT MEHR
WELTBÜRGER, SONDERN NUR NOCH DEUTSCHER SEIN
WOLLTE ...

Und immer wieder hatten die Südwestler Hoffnung auf eine neue Führung im Lande gesetzt. Segen von oben. Ihrem preußischen Ideal der Staatstreue folgend. Personen an der Spitze wurden ausgewechselt - die Deutschen ballten die Faust in der Tasche, einmal mehr einmal weniger, und redeten sich ein, darauf keinen Einfluss zu haben. Geändert hat sich aus ihrer Sicht nichts, ihre Probleme blieben ungelöst. Land- und Wasserrechte, Teilhabe an der Verwaltung. Deutsch als Unterrichtssprache. In allen Zeiten aber wehten Schübe von Hoffnung durch Südwest. Nach Versailles - Hoffnung auf die Deutsch Nationalen. Danach auf die Nationalsozialisten. Nach dem zweiten großen Krieg war es die Nationale Partei des Dr. Malan aus Pretoria, auf die man, nun Mandatsgebiet des weißen Südafrikas, setzte. Hoffnungsträger dann die kräftige, gesunde Bundesrepublik. Die 68er in Deutschland, über die man ohnehin nur über die Interpretation des Rundfunks etwas erfuhr, das waren Wirrköpfe. Deutlich zu erkennen, wohin der Verfall der Sitten führt. Nicht wenige der Deutschen sahen sich nun erst recht als Glaubensflüchtlinge, als Hüter des wahren Deutschen. Dann sprach Franz Joseph Strauß vor dem Tintenpalast in Windhoek, das setzte eine Welle von Mutmaßungen in Gang. Und Egon Bahr dachte öffentlich darüber nach, ihnen, den Deutschen dort im Süden, ähnlich den Russlanddeutschen wieder feste Rechte in der alten Heimat einzuräumen. Plötzlich aber sahen sie sich von aller Welt verlassen. Es gab sogar Verräter in ihrer eigenen IG, in der Interessengemeinschaft Deutschsprachiger Südwestler. Deutsche Männer mit guter Reputation im Lande machten sich mit den Terries, mit den schwarzen Buschkriegern, gemein, grübelten über die gemeinsame Zeit danach. Es kam die